



Fay Weldon

Die Moral der Frauen

Roman

Aus dem Englischen von
Sabine Hedinger

Deutscher Taschenbuch Verlag



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-1298
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe

November 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Copyright © Fay Weldon 2005

Titel der englischen Originalausgabe:

›She may not leave‹

[Fourth Estate, 2005]

© 2007 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: gettyimages/Three Lions

Gesetzt aus der Sabon 10,5/13

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-423-3-24632-3

Ein Aupair für Martyn und Hattie

»Agnieszka?« fragt Martyn. »Ist der Name nicht etwas lang? Wenn sie es in diesem Land zu was bringen will, dann muß sie ihn abkürzen. *Schssk*-Laute – das kennen die Leute hier nicht.«

»Aber sie wird ihn nicht abkürzen wollen«, sagt Hattie. »Bei so was haben die Leute ihren Stolz, und sie fühlen sich ihren Eltern gegenüber verpflichtet, die ihnen den Namen gegeben haben.«

»Wenn wir sie bezahlen«, sagt Martyn, »dann sollte sie schon mehr oder weniger das tun, was wir von ihr erwarten.«

Martyn und Hattie diskutieren in ihrer gemeinsamen günstig erstandenen Erstimmobilie, einem gemütlichen Haus im Londoner Stadtteil Kentish Town. Beide sind Anfang Dreißig, gutaussehend, gesund, gebildet und aus prinzipiellen Gründen, die nichts mit mangelnden Gefühlen zu tun haben, nicht verheiratet, sondern in eheähnlicher Gemeinschaft lebend. Baby Kitty, ein knappes halbes Jahr alt, schläft in ihrem Bettchen im Schlafzimmer: Martyn und Hattie fürchten, sie könnte demnächst wieder aufwachen. Martyn ist gerade erst von der Arbeit heimgekommen. Hattie bügelt. Sie tut sich, mangels Übung, schwer damit, gibt aber wie überall ihr Bestes.

Hattie ist meine Enkeltochter. Ich habe viele Jahre damit verbracht, sie großzuziehen, und mag sie sehr gern.

Die beiden haben die Möglichkeit diskutiert, sich ein Au-pair zuzulegen, eine gewisse Agnieszka, empfohlen von Babs, Hatties Kollegin bei der Literarischen Agentur Dinton & Seltz. Hattie hat Mutterschaftsurlaub genommen: Jetzt will sie wieder arbeiten gehen, aber Martyn sträubt sich dagegen. Nicht daß er das laut sagt, aber Hattie merkt es daran, daß er den Namen des Mädchens zu lang findet. Über Agnieszka wissen sie nur wenig, abgesehen davon, daß sie für Babs' Schwester gearbeitet hat, die mit den Drillingen, und dort mit guten Zeugnissen verabschiedet worden ist.

In den Kreisen, in denen Martyn und Hattie verkehren, werden genauso viele Babys in vitro wie in natura empfangen, daher kommen sie häufig gleich zu zweit oder zu dritt. Kitty war ein Unfall, der allerdings dazu gedient hat, sie nach anfänglicher Verwirrung und Bestürzung nur um so mehr ins Herz zu schließen. Das Schicksal hat es, so sehen das beide, gut mit ihnen gemeint. Der Mensch denkt, Gott lenkt, und in diesem Fall ist das Ergebnis für alle ein Gewinn.

»Ich finde es nicht richtig, sie zu bitten, unseretwegen ihren Namen zu ändern«, sagt Hattie. »Es könnte sie kränken.«

»Ich weiß nicht«, bemerkt Martyn, »ob wir ›richtig‹ als das definieren sollten, was andere nicht kränkt.«

»Warum eigentlich nicht«, gibt Hattie zurück. Ein Runzeln verfinstert ihre Stirn, während sie überdenkt, was Martyn soeben von sich gegeben hat. Andere Menschen nicht zu kränken – ist das denn nicht ein wesentlicher Teil dessen, was »richtig« ausmacht? Doch seit Kittys Geburt weiß sie ja selbst nicht mehr genau, was richtig und was falsch ist. Ihre Moral und ihr Selbstvertrauen werden langsam, aber sicher untergraben.

Sie weiß durchaus, daß es »falsch« ist, Baby Kitty einen Schnuller in den Mund zu schieben, um das Geschrei abzustellen, wie dies die unbedarften Mütter in den Sozialwohnungen tun. »Richtig« wäre es, nach der Ursache des Schreiens zu suchen und gleich an der Quelle für Abhilfe zu sorgen. So gesehen, entscheidet sie sich mindestens fünfmal am Tag für »falsch« statt »richtig«. Und sie weiß, daß sie sich obendrein des elitären Denkens schuldig macht, indem sie sich nicht mit den Müttern in den Sozialwohnungen verglichen wissen will. Auch wenn das Einkommen ihrer kleinen Familie derzeit unter dem Landesdurchschnitt liegen mag, fühlt sie sich diesen Leuten mehr und mehr überlegen. Ja, liest sie denn keine Bücher über Kindererziehung, statt zwei Wochen darauf zu warten, daß die Gemeindehebamme vorbeischaute? Gehört sie denn nicht zu denen, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen? Aber in letzter Zeit ist sie so rührselig gewesen, so getrieben von hormonell ausgelösten Gefühlen, heimgesucht von ungewohnten Groll- wie Genugtuungsattacken, daß sie binnen Minuten zwischen Gewißheit und Zweifel schwankt. Als sie an diesem Morgen wach geworden ist, hat sie sich über das Babybettchen neben dem Elternbett gebeugt, um Kitty den tröstlichen Schnuller in den Mund zu stecken – mit dem tröstlichen Wissen, daß ein jeder eben so moralisch ist, wie er es sich leisten kann, nicht mehr und nicht weniger. Daß sie sich also nicht zu viele Schuldgefühle machen sollte.

»Ich kann dir gern erklären, warum nicht«, insistiert Martyn. »Soziale Gerechtigkeit wird nun mal nicht dadurch erungen, daß man alle machen läßt, was sie wollen. Jemand, der auf die Fuchsjagd geht, könnte sich sehr wohl gekränkt fühlen, wenn du ihn als gemeinen, brutalen Kerl bezeichnest, aber das heißt noch lange nicht, daß du dir deinen Kommentar verkneifen sollst. Wir alle sollten das größt-

mögliche Gute in größtmöglichem Umfang anstreben, und dafür müssen nun auch mal heftige Worte fallen und harte Entscheidungen getroffen werden.«

»Inwiefern dient man der sozialen Gerechtigkeit, wenn man einen anderen auffordert, seinen Namen abzukürzen?« Nein, Hattie gibt nicht nach.

Sie ist in gemeiner, gereizter Stimmung. Sie weiß, daß sie sich obstruktiv verhält, doch wenn Martyn das kann, dann kann sie es auch. Hattie hat Agnieszka bereits gebeten, sich bei ihr vorzustellen, Martyn aber noch nichts davon gesagt. Sie hat ihn noch nicht ganz rumgekriegt, obwohl die Ankunft der Stromrechnung und des Kopfsteuerbescheids, beide in der Post von heute morgen, durchaus Wirkung gezeigt haben. Hattie muß wieder arbeiten gehen. Dazu gibt es im Grunde keine Alternative.

»Zum einen«, sagt er, »denk bloß mal an die Verzögerungen, wenn der Name durch die Rechtschreibprüfung muß. Agnieszka Wyszzyńska! Damit kann man Teleworker im ganzen Land zur Verzweiflung treiben. Es wäre eine schlichte Geste des Entgegenkommens, ihn zu vereinfachen.«

»Und wie?« fragt Hattie. »Was schlägst du vor?«

»Agnes Wilson? Kay Sky? Kurz und schlicht und kooperativ. Sie kann ihn ja immer noch zurückwandeln, wenn sie nach Polen zurückkehrt.«

»Ich habe keinerlei Schwierigkeiten, Agnieszka Wyszzyńska zu buchstabieren. Man muß nur bestimmte Verbindungen von Konsonanten bedenken und sich klarmachen, daß ›y‹ ein Vokal ist. Zugegeben, ich habe moderne Sprachen studiert, und schlecht in Rechtschreibung bin ich auch nicht.«

Hattie ist fürwahr gut in Rechtschreibung, doch wenn sie von Agnieszkas Stolz spricht, könnte sie ebensogut von sich selbst sprechen. Die Menschen neigen nun mal dazu,

eigene Eigenschaften, ob erstrebenswert oder nicht, auch ihren Nächsten zuzuschreiben. Die Großzügigen glauben, andere seien ähnlich großzügig. Der Lügner bezichtigt andere der Lüge. Die Selbstsüchtigen sehen überall Selbstsucht. Wenn Hattie es ablehnt, die Rechtschreibprüfung von Microsoft zu benutzen und sich lieber auf ihr eigenes Urteil verläßt oder im Zweifelsfall ihre Großtante, die Schriftstellerin, anruft, dann deshalb, weil auch sie ihren Stolz hat. Und ein hochentwickeltes Über-Ich. Das mag sehr wohl der Grund dafür sein, daß sie und Martyn, ein Mann aus dem Londoner Norden, der historischen Hochburg der Arbeiterklasse mit strengen sozialen Prinzipien und gut entwickeltem Klassenbewußtsein, in einer eheähnlichen Gemeinschaft leben, aber nicht im heiligen Stand der Ehe vereint sind.

Hattie kommt aus dem eher von der Boheme geprägten Süden, aus einer Familie, deren Moralvorstellungen vor allem um die Authentizität einer bestimmten Kunstform und die Aufrichtigkeit von Emotionen kreisen. Es ist eine Familie, in der Hatties besonderes Temperament als eine Art Anomalie angesehen wird. Sie hat etwas Rigoroses, Nonkonformistisches an sich, das bei Martyn auf gleichartige Anlagen trifft. In dieser Hinsicht ist sie anders als ihre Mutter Lallie, die Flötistin, oder ihre Großmutter Frances, die mit einem derzeit in Haft befindlichen Künstler verheiratet ist, ganz zu schweigen von ihrer Großtante Serena, der bekannten Schriftstellerin. Weiß der Himmel, auf welchen genetischen Wegen sich diese »Tendenz zur Verantwortlichkeit«, wie Frances sie nennt, übertragen hat. Womöglich stammt sie ja von Hatties Vater Bengt, der bei Hatties Empfängnis ein Pennäler war. Aber wer weiß? Bengt wurde von seinen Eltern so schnell zurück nach Schweden geholt, um ihm einen neuen und besseren Start im Leben zu ermöglichen,

daß sein Charakter Lallies Familie nie besonders deutlich geworden ist. Wir konnten nichts weiter tun als zusehen, wie Hattie heranwuchs, um zu mutmaßen, wer sie einmal werden würde.

Bengt wurde irgendwann Apotheker in Uppsala, wo er ein beschauliches, schickliches Leben mit Ehefrau und drei Kindern führt, weshalb man nun davon ausgehen kann, daß er verantwortungsbewußte, kompetente, wenn auch womöglich eher pedantische Gene hinterlassen hat. Der eine, kurze Akt, aus dem Hattie entstanden ist, spielte sich im sogenannten Ruheraum der progressiven und schweineteuren Schule ab, die die beiden jungen Leute damals besuchten.

Einmal im Jahr, falls Lallie ein Zeitfenster in ihrem durchgetakteten Terminkalender finden kann, bringt Bengt seine Familie aus Uppsala her, um sie und Hattie, seine illegitime Tochter, zu besuchen. Bei diesem Anlaß gehen alle äußerst höflich miteinander um, können es aber kaum erwarten, zur Normalität zurückzukehren, die da heißt zu vergessen, daß die Sache je passiert ist.

Hattie ist höflich zu ihrem Vater, vermag aber kein großes Interesse für ihn aufzubringen. Sie hat erst sich und dann die Ärzte bei den Vorsorgeuntersuchungen im Krankenhaus schlau gemacht, was seine medizinische Vorgeschichte betrifft, konnte jedoch nichts weiter berichten als gute Gesundheit und keine weiteren Vorkommnisse. Würde Hattie ihrem Vater Bengt nicht in der leicht hängenden Kinnpartie und einer gewissen Schroftheit im Wesen ähneln, würde sie glauben, ihre Mutter habe sich schlicht vertan und jemand ganz anderer sei für ihre, Hatties, Existenz verantwortlich. Wie ihre restliche Familie hat es Hattie gern, wenn etwas *passiert*. Bengt ist ehrlich gesagt ein Langweiler.

Aber seit sie Kitty hat, passiert anscheinend immer das Falsche. Die Gemeindehebamme, die in regelmäßigen Abständen vorbeischauf, weil Hattie es abgelehnt hat, der wöchentlich stattfindenden Mütter-Säuglings-Gruppe beizutreten – das wird vermerkt –, beanstandet den Stuhlgang des Babys als zu weich und beschuldigt Hattie, Knoblauch zu essen. Nun hat Hattie seit Kittys Geburt keinen Knoblauch mehr gegessen. Aber die Hebamme fragt nicht einmal nach, sondern nimmt einfach an, Hattie sei eine der Mütter, die sich nicht an die Regeln halten. Ja, wirkt sie denn so auf andere? Verantwortungslos, oberflächlich und dämlich?

»Jedenfalls«, sagt Martyn, »ist das alles hypothetisch. Wir brauchen, wir wollen kein Au-pair, und leisten können wir uns schon gleich gar keins. Schmink dir das ab. Es ist nur wieder so eine Idee von Babs. Ja, ich weiß, sie ist deine Freundin, aber sie hat komische Vorstellungen davon, wie es auf der Welt zugeht.«

Martyn ist aus guten Gründen nicht gerade begeistert davon, daß Babs zu Hatties Freundinnen zählt. Babs ist mit einem Abgeordneten der Konservativen Partei verheiratet, und obgleich sich Babs höchst verächtlich über die politischen Ansichten ihres Mannes Alastair äußert, hat Martyn doch das Gefühl, daß gewisse politische Ideen im Ehebett abfärben und durchaus etwas Essentielles von dieser im Fell umgefärbten Babs auf Hattie übertragen wird. Er hat das Gefühl, selbst schon eine Menge von Hatties Sein per Osmose aufgenommen zu haben, seit er das Bett mit ihr teilt, und ist eigentlich froh darüber. Warum auch nicht? Er liebt sie ja. Sie haben beide dieselbe Einstellung zum Leben. Die Ankunft von Kitty, halb er und halb sie, hat ihrer beider Sein nur noch enger verbunden.

Hattie hat keine andere Wahl, als Martyn reinen Wein einzuschenken. Nicht nur hat sie Agnieszka mit dem zu langen Namen angerufen, nein, sie hat auch schon Neil Renfrew, dem Geschäftsführer von Dinton & Seltz, erklärt, daß sie wieder arbeiten will, sobald sie die Frage der Kinderbetreuung geklärt hat – am liebsten noch diesen Monat. Martyn und Hattie hatten ausgemacht, daß sie ein Jahr Mutterschaftsurlaub nehmen würde. Nun hat Hattie dieses Jahr ohne Rücksprache auf die Hälfte verkürzt. Neil will sie in der Lizenzabteilung unterbringen, in einem Büro mit Hilary. Hattie wird infolge ihres Mutterschaftsurlaubs die Leiter hinuntersteigen müssen, aber so schlimm ist es nun auch nicht: Binnen eines Jahres dürfte sie wieder auf Karrierekurs sein. Hattie liest und spricht fließend Französisch, Deutsch und Italienisch; sie ist gut für den Job geeignet und der Job gut für sie.

Vielleicht würde sie lieber auf der eher literarischen Seite des Agenturbetriebs arbeiten – da ist es interessanter: man speist und spricht mit Schriftstellern –, aber über die Lizenzabteilung kommt man zumindest auf die Frankfurter Buchmesse und darf mit Verlegern vom europäischen Festland verhandeln. Gerade Osteuropa stellt einen wichtigen und wachsenden Markt dar, in dem Hattie aktiv werden muß. Die Stelle ist vakant, seit Coleen Kelly, die nach fünf Jahren Reagenzglas-Befruchtungsversuchen endlich schwanger geworden ist, sich frühzeitig in den Mutterschutz verabschiedet hat, um einen Roman zu schreiben. Hattie ist in den Sinn gekommen, daß Agnieszka ihr helfen könnte, Polnisch zu lernen.

»Aber du hast sie doch noch nicht mal kennengelernt«, sagt Martyn nun, da Hattie einen irritierenden Tatbestand nach dem anderen enthüllt. »Du hast keine Ahnung, was für ein

Mensch sie ist. Sie könnte zu einem internationalen Baby-Hehlerring gehören.«

»Am Telefon klang sie sehr nett«, gibt Hattie zurück. »Sie sprach sehr gut Englisch, war ruhig und aufgeräumt, kein bißchen wie jemand aus der kriminellen Ecke. Agnieszka hat sich um Alices Drillinge gekümmert, bis die Familie letzten Monat nach Frankreich gegangen ist. Und Alice hat zu Babs gesagt, sie sei ein Geschenk des Himmels.«

»Vielleicht ein Geschenk für dich, aber was ist mit Kitty? Hast du wirklich vor, die Zukunft unseres Kindes aufs Spiel zu setzen? Es gibt Untersuchungen, denen zufolge Babys mit Vollzeitmüttern im ersten Lebensjahr den anderen intellektuell und emotional überlegen sind.«

»Kommt darauf an, welche Untersuchungen man liest«, sagt Hattie, »und du mußt schon entschuldigen, aber ich glaube eher denen, die meine Sicht unterstützen. Um Kitty brauchen wir uns keine Sorgen zu machen. Allerdings leben wir derzeit von nichts, ich muß dich immer wieder um Geld bitten, als wäre ich ein Kind, wir können nicht mal die Kopfsteuer bezahlen, mir bleibt doch gar keine andere Wahl, als Kitty in Betreuung zu geben. Du hast mir schon gesagt, ich wäre verrückt. Und was hat Kitty von einer Mutter, die verrückt ist?«

»Du bist kindisch«, bemerkt Martyn, nicht ganz zu Unrecht. »Und das Wort ›verrückt‹ ist in diesem Zusammenhang nicht besonders hilfreich. Sagen wir lieber, du bist in letzter Zeit ein bißchen durcheinander. Aber was bringt es eigentlich noch, wenn ich mich dazu äußere; du bist sowieso schon vorgeprescht und hast meine Zustimmung für selbstverständlich erachtet.«

Er schlägt die Kühlschranktür ein bißchen heftiger zu, als dies nötig oder wünschenswert wäre. Tatsächlich knallt er

sie dermaßen zu, daß der Fußboden wackelt und Kitty sich im Nebenzimmer regt und einen Schrei von sich gibt, bevor sie zum Glück wieder einschläft.

Zu den unausgesprochenen Regeln in der Schlacht um die hohe Warte der Moral, die Hattie und Martyn so gewissenhaft führen, gehört es, daß darin keinerlei Waffen der schlechten Laune – Knallen, Krachen und Schreien – zum Einsatz kommen sollten.

»Tut mir leid«, sagt er jetzt. »Ich hatte keinen so berauschenden Tag. Ich weiß, daß ich Kittys Betreuung bislang mehr oder weniger dir überlassen habe, obwohl ich mir so gewünscht hätte, wir könnten uns die Elternaufgaben halbe-halbe teilen – aber nur weil ich muß, nicht weil ich will. Trotzdem hättest du mich zumindest im Büro anrufen und vorwarnen können.«

»Ich wollte nicht, daß uns jemand diese Agnieszka wegschnappt«, erklärt Hattie. »Eine wie die kann sich's doch aussuchen. Als voll ausgebildetes Kindermädchen könnte sie in Kensington £ 500 die Woche verdienen, ohne daß sie im Haushalt einen Finger krumm machen müßte.«

»Das ist ja abartig«, sagt Martyn.

»Aber damit wäre sie nicht glücklich. Sie ist ein echt häuslicher Typ, meint Babs. Sie möchte lieber in einer Familie leben, in einem richtigen Zuhause arbeiten, als Mittel-ding zwischen Au-pair und Kindermädchen.«

»Dann sollte sie sich mal lieber entscheiden. Für Au-pairs gibt es strikte arbeitsrechtliche Bestimmungen, für Kindermädchen nicht.«

»Das klären wir, wenn es soweit ist«, schlägt Hattie vor. »Ich fand sie am Telefon sehr sympathisch. Man merkt doch schon einiges an der Stimme. Babs findet, sie ist genau die Richtige für uns. Sie hat so gute Zeugnisse von Alice, daß

Alastair gesagt hat, es würde sich anhören, als wollte Alice das Mädchen loswerden.«

»Ah, der Tory-Abgeordnete. Und ist da was dran?«

»Daß sie sie loswerden wollte? Nein, wieso denn? Alastair hat bloß einen Witz gemacht.«

»Komische Art von Witz«, bemerkt Martyn.

Martyn ist immer noch sauer. Nach einem Tag im Büro sackt sein Blutzuckerspiegel regelmäßig ab. Keine Frage, daß er recht hat; es ist unmoralisch, jemanden auf diese Weise auszubeuten, besonders dann, wenn dieser Jemand auf dem Arbeitsmarkt keine großen Ansprüche stellen kann, aber es wäre für alle angenehmer, wenn er es damit gut sein ließe.

Er findet herzlich wenig im Kühlschrank. Seit Hattie in Mutterschaftsurlaub ist, haben sie es sich nicht mehr leisten können, essen zu gehen, sich etwas kommen zu lassen oder beim Feinkostfritzen einzukaufen. Das Abendessen besteht vorwiegend aus Koteletts, wenn er Glück hat, mit Kartoffeln und Gemüse, und das war's auch schon, und serviert wird, wenn es Hattie paßt, nicht ihm. Er findet ein Stück Käse im Salatfach und knabbert daran, obwohl er sehr hart ist. Hattie erklärt, daß sie ihn eigentlich zum Reiben aufheben wollte.

Martyn hat das Gefühl, daß Hattie das, was er ihre »frugale Nummer« nennt, ein bißchen überzieht. Im Moment scheint so ziemlich alles dazu angetan, ihnen beiden das Leben zu versauern. Sie haßt es, Geld für Nahrungsmittel auszugeben. In denen steckt ohnehin lauter Gift, das übers Essen per Muttermilch in Kitty landet. Seit der Geburt, so kommt es Martyn vor, nimmt Hattie eine generelle Ablehnungshaltung ein. Selbst der Sex ist zu einem raren Ereignis

nis geworden – wo vorher aufregende vier, fünf Mal pro Woche üblich gewesen waren. Er sieht ein, daß es vielleicht gar nicht schlecht wäre, wenn sie wieder arbeiten ginge, aber es paßt ihm nicht, daß sie ihr gemeinsames Leben hinter seinem Rücken organisiert. Immerhin ist er Kittys Vater.

Frances gibt gewisse Hintergrundinformationen preis

Lassen Sie mich deutlich machen, wer hier spricht, wer die Geschichte von Hattie, Martyn und Agnieszka erzählt, wer ihre Gedanken liest, ihre Handlungen beurteilt und sie zur Prüfung vorlegt. Ich tue das, ich, Frances Watt, zweiundsiebzig, *née* Hallsey-Cole, und vor Watt, wenn ich mich recht entsinne, aber nur kurzzeitig, Hammer; davor Lady Spargrove; davor – wir hätten nämlich geheiratet, wenn er nicht gestorben wäre – O'Brien. Ich – Lallies böse Mutter, Hatties gute Großmutter – will dafür sorgen, daß sich der neue Laptop, den mir meine Schwester Serena gekauft hat, bald amortisiert. Und das heißt Serena nacheifern und schreiben, schreiben, schreiben. »*Immer schön kritzeln, kritzeln, kritzeln!*« wie der Herzog von Gloucester zu Edward Gibbons sagte, als der ihm die anderthalb Millionen Wörter umfassende *Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reiches* überreichte: »*Immer schön kritzeln, kritzeln, kritzeln! Nicht wahr, Mr. Gibbon?*«

Serena ist diejenige, die fürs Schreiben berühmt ist: Sie schreibt unentwegt, seit sie die Dreißig überschritten hat, fast ohne sich Zeit zum Nachdenken zu nehmen. Sie bezahlt alle – Haushaltshilfen, Sekretärinnen, Taxifahrer, Steuerberater, Finanzamt, Freunde, Kaufleute – dafür, daß sie verschwinden, damit sie weiterschreiben kann. Aber das bedeutet nicht, daß sie ein Monopol aufs Schreiben hätte. Ich selbst habe, seit Sebastian, mein Mann, im Gefängnis ist, endlich

die Zeit und den Mut gefunden, das gleiche zu tun. Ein Mann im Haus kann jede Art von Anstrengung torpedieren, die ihn nicht mit einschließt, wie etwa ein Buch zu schreiben. Ich betreibe eine kleine Kunstgalerie in Bath, die ich allerdings nicht täglich öffne, damit mir genügend Zeit bleibt.

Hattie, das geliebte einzige Kind meiner einzigen Tochter Lallie, hat mich heute abend angerufen, um mir zu sagen, sie werde wieder arbeiten gehen und habe ein Au-pair für ihr Baby gefunden und Martyn sei deswegen hin- und hergerissen. Wieder arbeiten. Ist das nun etwas Gutes oder nicht? Was kann ich dazu sagen? Als die Urgroßmutter, zu der sie mich gemacht hat, würde ich sagen, sie sollte ihr Leben auf das Baby konzentrieren. Als ihre Großmutter wünsche ich mir, daß sie in die Welt zurückkehrt und sich ein bißchen amüsiert und Affären mit Männern hat – das Leben ist zum Leben da, nicht nur dazu, Leben weiterzugeben. Ich mag Martyn wirklich gern, aber soweit ich weiß, ist er erst der zweite Mann, mit dem sie im Bett war, und das scheint mir doch ein gewisses Handicap zu sein.

Hattie wird sich nicht ohne weiteres im häuslichen Leben einrichten, so viel ist selbst mir klar. Die Viktorianer haben Mädchen wie sie bedauert: schlauer, als ihnen guttut, nie damit zufrieden, Anhängsel des Mannes zu sein – Tochter, Mutter, Schwester, Ehefrau –, immer nach einer Identität strebend, die ihre und allein ihre wäre, während sie in einer Gesellschaft lebten, die ihnen untersagte, diese Identität zu finden. Solche Mädchen geben schlechte Mütter und noch schlechtere Ehefrauen ab. Das war die Weisheit der alten Welt.

Martyn hat, soweit ich weiß, romantische Vorstellungen von einer Vollzeit-Ehefrau und Mutter für sein Kind, doch

ich weiß auch, wie unrealistisch seine Vorstellungen sind. Heutzutage braucht ein Paar zwei Einkommen, um über die Runden zu kommen. Und Hattie wird dem neuen Mädchen garantiert zuviel zahlen: Sie hat die Großzügigkeit ihrer Großtante Serena geerbt, aber nicht die Mittel, um diese Eigenschaft zu finanzieren. Je größer die Schuldgefühle der Mutter, desto höher der Lohn des Au-pair – oder genau andersrum, weil sich die Mutter, die an falscher Stelle Parallelen zieht, darüber aufregt, daß das Mädchen überhaupt einen Lohn für ihren Liebesdienst erwartet, ganz zu schweigen von freier Zeit oder gar romantischen Rendezvous im Haus. Aber Hattie dürfte zum besorgten Typ gehören, und das kann sie teuer kommen.

Meine Enkeltochter Hattie ist dreiunddreißig. Sie hat eine spitze Nase, ein kantiges Kinn und prachtvolle rotgoldene Haare wie auf einem Gemälde der Präraffaeliten – an manchen Tagen lockig, an anderen kraus –, die sie in einer Art Wolke um ihr Gesicht herum trägt. Ich habe die gleichen Haare, nur daß meine angenehmerweise ganz weiß geworden sind. Auch sie werden als prachtvoll bezeichnet und passen zu mir. Hattie hat sehr lange Beine: sicher ein Erbe ihres Vaters, da die ihrer Mutter Lallie eher kurz sind, mit stämmigen Waden. Nicht daß irgendwer Bengts Beine gesehen hat, außer Lallie (vermutlich) kurz, vor langer Zeit und in weiter Ferne, bei Hatties Empfängnis. Lallie ist eine schmollmundige, üppige, sinnliche Schönheit mit rosigem Teint, ganz anders als ihre schlanke, blasse, zurückhaltende Tochter mit den hohen Wangenknochen und langgliedrigen Fingern. Rein vom optischen Eindruck her möchte man meinen, die Tochter und nicht die Mutter hätte mit ihrem Flötenspiel Weltruhm erlangt, aber es ist genau andersherum.

Hattie hat, was ihre Großtante Serena »gute Knochen« nennt, und man kann sich darauf verlassen, daß Männer den Kopf nach ihr drehen und sie anstarren, wenn sie einen Raum betritt: Schon erstaunlich, welche Selbstsicherheit das einer jungen Frau verleihen kann. Derzeit ist sie allerdings nicht mehr schlank, sondern regelrecht hager. Der Streß, ein Neugeborenes versorgen zu müssen, macht sich bei ihr bemerkbar. Vielleicht ist es aber auch so, daß manche Frauen eben blaß und schmal werden, wenn sie ein Kind bekommen haben, so wie andere die runde Rosaröte einer guten Schwangerschaft beibehalten. Der Körper ist eben eigenwillig und geht normalerweise genau in die Richtung, in die sein Bewohner ihn nicht lassen will.

Der Trick mit dem Körper wie mit so vielem im Leben besteht darin, die Parzen nicht wissen zu lassen, wie verzweifelt man aus irgendwelchen Gründen ist. Man muß locker wirken und lässig tun, muß »Ochs am Berg« mit dem Leben spielen. Hattie und ihre Cousins und Cousinen haben dieses Spiel seinerzeit am Caldicott Square gespielt. Ein Kind steht vor der Gruppe und kehrt ihr den Rücken zu. Die anderen bewegen sich heimlich voran. Der Spielführer vor ihnen dreht sich urplötzlich um. Jeder, der bei einer Bewegung oder selbst beim Kichern erwischt wird, fliegt raus. Also nicht bewegen, nicht kichern: nicht den Parzen zeigen, daß man sich Sorgen macht, dann ist es auch weniger wahrscheinlich, daß man direkt vor der Hochzeit einen Bläschenausschlag bekommt, vor dem Urlaub eine Mandelentzündung, Soor vor dem Ballabend und daß die Periode gerade dann einsetzt, wenn man das Tennisröckchen anzieht.

Hattie ist echt glücklich darüber, dünner zu sein als vorher, besänftigt die Parzen aber, indem sie laut sagt, es sei ihr egal, welche Kleidergröße sie hat – Hauptsache sie und Kitty sind